

# «Es geht um die Realisation von kühnen Träumen»

Kunstszene Frankfurt – ein Gespräch mit Max Hollein, dem Direktor der Kunsthalle Schirn

In den letzten Jahren boomte die Kunstszene Frankfurt. Dazu haben die Kunsthalle Schirn und ihr Direktor Max Hollein viel beigetragen. Hollein wurde im Oktober 2001 an die Schirn berufen – seit Mai 2006 ist er nun auch noch Direktor des renommierten Städels und des Liebieghauses. Marli Feldvoss hat mit Max Hollein gesprochen.

Sie haben als Leiter der Schirn im letzten Jahr mit acht Ausstellungen – keine publikumsleichte Kost – 300 000 Besucher angelockt und sich als einer der erfolgreichsten Ausstellungsmacher profiliert. Bei Ihrem Amtsantritt im Frankfurter Städel-Museum haben Sie Ihrem Publikum gleich vier neue Räume präsentiert. Was mich vor allem überraschte, war der neue Blick auf das Haus. Wenn man herein kommt, schaut man unwillkürlich steil nach oben auf die in einem kräftigen Blauton gehaltene Galerie von Nazarenern, die «Streitbilder» genannt werden und wie auf einer Pinnwand ihre umstrittenen Ansichten als «Headlines» zum Lesen anbieten. Ein poppiges Gewand, um ein neues «Aufklärungsprogramm» zu verkaufen? Darüber hätte sich auch der Museumsgründer und Aufklärer Johann Friedrich Städel gefreut.

Max Hollein: Mir geht es darum, zu erläutern, was diese Institution ist, warum sie da ist und wie sie entstanden ist. Denn heute kommt nicht mehr das reine Bildungsbürgertum von einst ins Haus, sondern ein in seinen Interessen und Erwartungen sehr unterschiedliches Publikum. Insofern müssen Sie mit unterschiedlichen Stimmen auf dieses neue Publikum zugehen, um die «Bilder», die wir im Museum haben, wieder zu den Menschen sprechen zu lassen. Sonst laufen Sie Gefahr, dass sie die Exponate nur als «schöne Bilder» rezipieren. Und was die Nazarener angeht: ohne Erläuterung würde das Publikum vorbeigehen und wahrscheinlich alles als eine Art «alten Schinken» betrachten.

Sie haben zum Amtsantritt im Städel nicht nur den Modernisierungsprozess des Hauses beschleunigt, sondern auch die Philosophie dazu geliefert: das Museum ein «asynchroner Raum», was ist das?

Für mich ist ein Museum ein «asynchroner Raum» in zweierlei Hinsicht. Zum einen ist das Museum einer der letzten Orte, wo wir nicht die Geschwindigkeit der Strasse oder des Alltags vorfinden. Sie gehen in ein Museum hinein und sind von Ihrer Einstellung her gewillt, ihm eine bis ein-einhalb Stunden Ihrer Zeit zu widmen. Auf dieses andere Raum-, Zeit- und Informationsgefühl möchte ich aufbauen. Ich möchte keine Internetplattform, wo Sie innerhalb von zehn Minuten alles mitbekommen haben. Das andere «Asynchrone» an einem Museum ist das Publikum. Sie haben unterschiedliche Gruppen, vom Kind bis zum Senior, vom Laien bis zum absoluten Connoisseur. Das Museum jedoch spricht in der Regel mit nur einer Stimme und geht nicht auf die Bedürfnisse dieses asynchronen Publikums ein. Das wollen wir ändern. Beispiel: ein Ausstellungskatalog. Hier ist die aktuelle wissenschaftliche Forschung enthalten, hier wird sie heutzutage publiziert. Doch im Grunde ist dieser Ausstellungskatalog nur für 5% der Besucher das geeignete Medium. Deshalb werden wir bei grossen Ausstellungen nicht nur einen, sondern vier unterschiedliche Kataloge publizieren, je einen für Kinder, Schüler, Einsteiger und Fachleute. Diversifizierte Kommunikation. Ebenso werden Sie bei den Audiotouren zukünftig unter sieben verschiedenen Audiotouren wählen können. Das Museum kann es sich heute einfach nicht mehr leisten, nur mit «einer Stimme», «synchron», zu sprechen. Kein Unternehmen würde das je so machen.

Das Städel steht aber doch für Kunst, Tradition, Kunstgeschichte, Forschung...

Dafür wird es auch weiter stehen. Nur, ein Altmeistermuseum wie das Städel hat natürlich eine gewisse Anmutung, das produziert Vorurteile, gerade in einer jüngeren Generation. Während die Begeisterung für zeitgenössische Kunst derzeit ja grenzenlos ist. Ich komme ja auch aus dieser Szene. Das grosse Problem ist, dass eine jüngere Generation mit dem Gefühl heranwächst, die alten Meister sprächen nicht mehr zu ihnen. Das ist im Grunde aber nur ein Vermittlungsproblem, kein grundsätzliches Problem. Ich glaube, es gibt eine ungläubliche Sehnsucht danach, auch bei den alten Meistern einen ähnlichen Wissensstand zu bekommen. Man sieht das schon bei Ausstellungen wie Rembrandt/Caravaggio oder Goya.

Wie wollen Sie das bezahlen?

Mir war klar, dass wir für gewisse Ausstellungs- und Vermittlungsprogramme noch eine zusätzliche finanzielle Basis brauchen. Insofern haben sich eine ganze Reihe von Unternehmen und Stiftungen, die ich angefragt habe, bereit erklärt, diesen neuen Kurs zu unterstützen. Und zwar nicht mit einer einmaligen Summe, sondern langfristig. Das ist das ganz Wichtige dabei. Dazu gehören grosse Stiftungen wie die Aventus Foundation, aber auch kleinere, die sich erst gebildet haben, wie die Hardtberg-Stiftung. Ein wichtiger



Blick in die Ausstellung «Streitbilder» in der Frankfurter Kunsthalle Schirn.

ökonomischer Gesichtspunkt ist aber auch die Tatsache, dass wir als Ausstellungsproduzent unsere Produkte weitergeben und damit Kosten-degressioneffekte erzielen.

Sie haben ja von der Schirn her den Ruf, dass Sie ein wunderbarer Finder von Geldern sind.

Sie haben ein Anliegen, ob das ein Ausstellungsprojekt ist, eine strukturelle Veränderung, ein Vermittlungsprogramm, und Sie kämpfen mit aller Kraft dafür, dass Sie es realisieren können. Wissend, dass die öffentliche Hand das nicht alles tragen kann. Ich bin kein kühl agierender Fundraiser, ich habe vielmehr ein dringendes Anliegen und grosses Vergnügen daran, Dinge möglich zu machen. Es geht um die Realisation von kühnen Träumen wie zum Beispiel die «Kulturzone» im vergangenen Monat, ein grossangelegter Kongress, für den wir die Messe Frankfurt als Partner gewinnen konnten.

Also ist es das Charisma des Ausstellungsmachers.

Es gibt ja eine gewisse Mode, einen kaufmännischen und einen künstlerischen Direktor zu berufen. Davon halte ich überhaupt nichts. Jede künstlerische Entscheidung ist auch eine kaufmännische. Sie nehmen damit in Kauf, dass Sie als jemand gesehen werden, der ein Händchen fürs Geld hat, ein Betriebswirt. Das bin ich auch und gerne. Aber ich bin auch Kunsthistoriker.

In diesem Sommer haben Sie die Stadt förmlich mit Ausstellungen bombardiert, das ging ja im Wochenrhythmus.

Es geht darum, Angebote zu schaffen. Wir schielen nicht auf Besuchermaximierung. Es wäre

immer ist das Museum ein elitärer Raum. Aber es ist sehr einfach, dieser Elite anzugehören, sobald man in dieses Museum hineingeht.

Wo steht Frankfurt heute mit seiner Kunstszene? Sehen Sie es im Massstab von London oder gar New York?

Frankfurt hat sicher nicht – von den Künstlern, die hier leben, her betrachtet – die grösste Kunstszene. Nur, diese Künstler kommen nach Frankfurt, um auszustellen. Frankfurt ist daher derzeit einer der spannendsten Orte – von institutioneller Seite her. Es wäre aber vermessend, Frankfurt mit London oder Paris zu vergleichen. Doch unsere Institutionen und die Ausstellungen, die wir zeigen, sind Weltklasse und reisen ja auch in diese und andere Städte. Ich rüme mich nicht vorbelastet von einer Tradition, die ich auf schweren Schultern tragen müsste, oder von ungläublichen Erwartungshaltungen, was ich hier zu tun hätte. Das Publikum hier ist sehr neugierig, sehr bereitwillig, mitzugehen, will Internationales sehen, hat aber auch eine ganz klare Meinung dazu. Für mich das ideale Publikum! Es schauen viele Leute auf Frankfurt, was hier in den letzten Jahren auf institutioneller Seite passiert ist und was weiter passieren wird. Und das ist ein sehr schönes Zeichen.

Zu Ihren neuen Angeboten gehört auch die Kontaktaufnahme zu Jugendlichen aus sozialen Brennpunkten.

Nicht aus einem missionarischen Eifer heraus. Nur, ich halte es für vollkommen falsch, im Museum zu sitzen und zu warten, wer sich angesprochen fühlt. Wir erreichen nur ein gewisses Kästchen von Personen. Ich kann sie ihnen genau beschreiben, die Eckdaten, wie hoch das Einkommen ist, in welchen Stadtteilen sie wohnen. Wir wollen nicht Medienarbeit und Werbung betreiben, die wiederum nur diese eine Besucherschicht erreicht, weil sie die NZZ oder die FAZ liest. Wir setzen auf eine sehr diversifizierte Kommunikation.

Das erinnert an Hilmar Hoffmanns Konzept «Kultur für alle», das für eine Demokratisierung der Kultur und des Kulturbetriebs eintrat. Sagt Ihnen das etwas?

Mir sagt das natürlich etwas. Es ist von der Haltung vollkommen richtig, allerdings nicht in der Form erfüllbar. Wir müssen einzelne Projekte gezielter, strategischer dort ansiedeln, wo man etwas erreichen kann. Wir gehen zum Beispiel auch in die Schulen und warten nicht erst, bis sie zu uns kommen. Es wird jedoch nicht passieren, dass in fünf Jahren alle ins Museum gehen. Noch

immer ist das Museum ein elitärer Raum. Aber es ist sehr einfach, dieser Elite anzugehören, sobald man in dieses Museum hineingeht.

Wo steht Frankfurt heute mit seiner Kunstszene? Sehen Sie es im Massstab von London oder gar New York?

Frankfurt hat sicher nicht – von den Künstlern, die hier leben, her betrachtet – die grösste Kunstszene. Nur, diese Künstler kommen nach Frankfurt, um auszustellen. Frankfurt ist daher derzeit einer der spannendsten Orte – von institutioneller Seite her. Es wäre aber vermessend, Frankfurt mit London oder Paris zu vergleichen. Doch unsere Institutionen und die Ausstellungen, die wir zeigen, sind Weltklasse und reisen ja auch in diese und andere Städte. Ich rüme mich nicht vorbelastet von einer Tradition, die ich auf schweren Schultern tragen müsste, oder von ungläublichen Erwartungshaltungen, was ich hier zu tun hätte. Das Publikum hier ist sehr neugierig, sehr bereitwillig, mitzugehen, will Internationales sehen, hat aber auch eine ganz klare Meinung dazu. Für mich das ideale Publikum! Es schauen viele Leute auf Frankfurt, was hier in den letzten Jahren auf institutioneller Seite passiert ist und was weiter passieren wird. Und das ist ein sehr schönes Zeichen.

Max Hollein kam 1969 in Wien zur Welt. Nach dem Doppelstudium der Betriebswirtschaft und der Kunstgeschichte verbrachte er seine Lehrjahre als Chief of Staff am New Yorker Guggenheim Museum. Er hat monographische Ausstellungen (Max Beckmann, Yves Klein, Julian Schnabel) und thematische Ausstellungen (Shopping, Traumfabrik Kommunismus, Wunschwelten. Neue Romantik in der zeitgenössischen Kunst, Nichts) gezeigt. Für das britische Kunstmagazin «Art Review» gehört er zu den fünf wichtigsten Museumsdirektoren.

## «What's New, Pussycat?»

Ein Streifzug durch die Kunstszene Frankfurt

Im Zentrum des Frankfurter Kunstbooms der letzten Jahre steht die forcierte Ausstellungspolitik der Kunsthalle Schirn (Leitung: Max Hollein) und des benachbarten Museums für Moderne Kunst (Leitung: Udo Kittelmann). Diesen zwei Direktoren ist es in kurzer Zeit gelungen, ihre Häuser und Angebote zu Markenartikeln zu machen. Dabei stellen sie aber nur die Spitze eines breitgefächerten Ausstellungsangebots dar, das im nächsten Jahr noch durch ein Karikaturenmuseum erweitert werden soll. Die Auszeichnung «Kulturstadt» kann sich die alteingesessene Handelsstadt deshalb wohl nicht gleich ans Revers heften, aber die «Kunststadt» Frankfurt hat mit ihren auf Zeitnähe und Originalität pochenden Kunstangeboten längst Berlin oder Köln den Rang abgelaufen.

«What's New, Pussycat?» Dazu räkelst sich eine Schönheit in schwarzgelacktem Leder auf weissem Polster. Ein Werbegag, aber mit Stil, um die Neuankäufe des Museums für Moderne Kunst (MMK) anzupreisen. «Ist das Leben nicht schön?», fragt der Frankfurter Kunstverein mit einer vierteiligen Ausstellungsreihe und präsentiert als seinen zweiten Gast Wilhelm Sasnal, den 34-jährigen Shooting-Star aus Polen mit seinen popkulturellen Repliken. «Nichts», kontert dagegen die Kunsthalle Schirn mit einer Themenausstellung ganz in Weiss. Wer heute durch die Frankfurter Kunsthäuser streift, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Junge Kunst, wohin man schaut, denn das Zeitgenössische kommt gut an beim gleichfalls jungen Frankfurter Publikum, das rund um den Römer gleich mehrfach fündig

wird. Aber schon in der Schirn werden die Altersgruppen wieder neu gemischt, wenn sich zeitgenössische Avantgarde und populäre Blockbuster ablösen. Die gefürchtete Schwellenangst wird mit nach aussen gewandten Museumscafés und konsumorientierten Öffnungszeiten überspielt. In Frankfurt bekommt man heute einen Vorschmack davon, wie die Museen der Zukunft, wenn sie angenommen werden wollen, aussehen müssen.

Vielleicht fing alles damit an, dass Christoph Vitali, erster Schirn-Chef, die «Nacht der Museen» erfand und Jean-Christophe Ammann, erster MMK-Chef, eine Modenschau ins Museum holte. Zwei Schweizer zufälligerweise. Ihre Nachfolger Max Hollein (Schirn) und Udo Kittelmann (MMK) eifern ihnen gerne darin nach, den musealen Ort zur Disposition zu stellen. Mit seinem allerersten grossen Coup «Das lebendige Museum» hatte Kittelmann das ganze Haus von Kopf bis Fuss sechs Wochen lang unter Dauerperformance gesetzt. Die Sammlung immer wieder neu angucken, etwas herausbekommen, lautet die Devise des Hauses, das sich als «Gedächtnis für zeitgenössische Kunst» – Fotografie inbegriffen – versteht. Angekauft werden Künstler, die Gegenwart zu denken versuchen, Andreas Slominski gehört dazu, dem im Herbst eine grosse Retrospektive gewidmet wird.

Nur ein paar Schritte entfernt widmet sich Holleins Kunsthalle Schirn der klassischen Moderne, Matisse, Yves Klein, Schnabel, Beckmann, keine Retrospektiven, sondern ein «bestimmter Werkaspekt» ist von Interesse. Thementausstel-

lungen wie «Shopping» wiederum holten den täglich mit frischer Ware zu bestückenden Supermarkt ins Museum – und grosse Resonanz erlebte auch «Die nackte Wahrheit», eine bildthematisch und skandalgeschichtlich angelegte Schau über die Künstler des Wiener Fin de Siècle.

Zum Anfassan gibt sich auch der Kunstverein im Sternernen Haus unter der neuen Leitung der Spanierin Chus Martinez. Für das «Residency-Programm» wird eine Künstlerwohnung direkt ins Haus hineingebaut, und das Forum «Speaking of Others» tut ein Übriges, um den Hautkontakt zwischen Künstler und Publikum zu vertiefen – die hier aufgebaut «The Martha Rosler Library» mit zehntausend Büchern aus dem Privatbesitz der amerikanischen Künstlerin steht der Öffentlichkeit zur Verfügung. Die Bürgerstiftung Städel dominiert das Kunst-Stadtbild mit hochkarätigen Retrospektiven zu van Gogh oder Rembrandt – letztere veruchte vor drei Jahren mit 250 000 Besuchern den grössten Zuspruch – oder mit Thementausstellungen von «Nackt» bis zu der vom angegliederten Liebieghaus konzipierten «Antiken-ausstellung» über die wechselseitigen Einflüsse der Hochkulturen. – Kleinere Häuser, wie der neu eröffnete Portikus, das Internationale Forum für Fotografie oder das Künstlerhaus Mousonturm ergänzen ein Kunstangebot, das sich nicht zuletzt einer Kommune verdankt, die sich mit 240 Millionen Euro (9 Prozent des städtischen Gesamthaushalts) immer noch den höchsten Kulturetat Deutschlands leistet.

Marli Feldvoss